

## Gesellschaftlicher Wandel und Ressentiment in Fontanes *Cécile*

Hans-Michael SCHLARB

Unter den Gesellschaftsromanen Fontanes hat *Cécile* (1886/87) erst mit Verspätung die intensivere Aufmerksamkeit der Forschung auf sich ziehen können. Naturgemäß stand von Beginn an die Titelfigur im Zentrum des Interesses. Man hat sie mal als Opfer Preußens<sup>1</sup>, mal mehr als Opfer männlicher Weiblichkeitsdiskurse<sup>2</sup>, mal auch als literarisches Fallbeispiel für die Zeitkrankheit Nervosität gedeutet<sup>3</sup>. Im Zusammenhang damit, aber natürlich auch aufgrund der vielerorts personalen Erzählperspektive, war eine eingehende Analyse der männlichen Hauptfigur Gordon immer schon unumgänglich, doch wurde auch bald die Notwendigkeit verspürt, die Figur einer genaueren eigenen Untersuchung zu unterziehen<sup>4</sup>. In der Folgezeit wurde Gordon mit dem stürmischen Mortimer in Schillers *Maria Stuart* in Zusammenhang gebracht<sup>5</sup>, oder es wurde versucht, ihn ebenfalls in den Rahmen des Nervositätsdiskurses der Zeit einzuordnen<sup>6</sup>. Schließlich wurde unter dem Aspekt einer zivilisationskritischen Problematisierung fortgeschrittener Kommunikationstechniken gar von einem „Gordon-Roman“ gesprochen, „dem modernsten vielleicht, den Fontane überhaupt geschrieben hat“<sup>7</sup>.

Während die Figur hinsichtlich ihres Verhältnisses gegenüber der Titelfigur recht weitgehend analysiert zu sein scheint, legt eine genaue Betrachtung des Textes nahe, hier noch einen Schritt weiter zu gehen und zu fragen, wie es kommt, dass Gordon sich am Ende gegenüber *Cécile* auf solch fatale Weise gehen lässt. Dass das Motiv der Eifersucht, so stark es auch immer sein mag<sup>8</sup>, in diesem speziellen Fall genügt, die Unerhörtheit des Vorgangs hinreichend zu erklären, darf mit guten Gründen bezweifelt werden, wie auch die Forschung zum überwiegenden Teil *Céciles* Erklärung beipflichtet, nach der Gordon vor allem aus Vorurteil und „Sittenrichterei“ (202<sup>9</sup>) zu seinem Affront getrieben wird. Das steht im Einklang mit der Erkenntnis, die Fontane als eine Art „Tendenz“ des Romans bezeichnet hat: „Wer mal drinsitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus.“<sup>10</sup> Doch darüber hinaus deutet Rosa Hexels Hinweis auf den „alte[n] Satz: je mehr Don Juan, je mehr Torquemada“ (8/54) an, dass sich hinter der sittenrichterlichen Façade eine komplexere Dialektik verbirgt.

Die vorliegende Untersuchung unternimmt den Versuch, die Motive für Gordons Verhalten und seine vorurteilsbehaftete moralistische Einstellung genauer aufzuzeigen und darin eine unterschwellige Disposition zu Ressentiments nachzuweisen, deren emotionale Energien von Zeit zu Zeit durchbrechen und zuletzt in seinem Eifersuchtsanfall kulminieren. Auf dieser Basis können dann weitere, bisher unverbunden nebeneinanderstehende Beobachtungsbefunde wie die Gordon bereits mehrfach attestierte Orientierungskrise<sup>11</sup> in einen engeren kausalen Zusammenhang mit der Tragik des Geschehens gebracht werden.

Der Begriff „Ressentiment“ wird von Fontane nicht benutzt. Er wurde erst 1887, dem Jahr, in dem auch die Buchausgabe von *Cécile* erschien, von Nietzsche in seiner Schrift *Zur Genealogie der Moral* in die deutsche Sprache eingeführt, eine Koinzidenz, die ein von beiden Autoren gleichermaßen verspürtes Unbehagen gegenüber den etablierten Moralauffassungen ihrer Zeit vermuten lässt. Doch kann Nietzsches Herleitung aus der jüdisch-christlichen „Sklavenmoral“ hier nicht weiter berücksichtigt werden. Sie wurde schon von Max Scheler in seiner Schrift *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen* (1915), die eine detaillierte Charakteristik der Ressentimentpersönlichkeit bietet, wie nach ihm auch von Max Weber zurückgewiesen.<sup>12</sup> Andererseits kann auch Schelers Versuch, das Ressentiment als wesentliches Motiv sozialer Emanzipationsbewegungen zu bestimmen, auf den individuellen Fall Gordon nicht angewendet werden. Inwiefern an seinem Beispiel jedoch umfassendere Aussagen getroffen werden können, wird am Ende der Untersuchung zu fragen sein.

Um den Begriff nicht zu überdehnen, soll hier unter Ressentiment nicht jede Äußerung von Neid und Missgunst, sondern eine Haltung verstanden werden, die den Wert von etwas Begehrtem, das aus welchen Gründen auch immer unerreichbar ist, oder dessen glücklicheren Besitzer *moralisch* in Zweifel zieht. Dabei kann es auch vorkommen, dass das konkret Abgewertete nur Platzhalter für ein umfassenderes, und daher eher unbestimmtes, Grundbegehren ist. In jedem Fall ist für diese Form moralisierender Kritik ein Ohnmachtsgefühl grundlegend, das es verhindert, dass Empfindungen von insgeheimem Groll oder Rachebedürfnisse ausagiert werden. Erfolgt der Versuch einer Abreaktion am falschen Objekt oder gerät ein angemessenes gar nicht erst in den Blick, ändert sich an der Grundbefindlichkeit – in Gordons Fall die Aufhebung einer vage als unbefriedigend empfundenen Lebenssituation – letztlich nichts.

Der Vorwurf des Ressentiments wird gewöhnlich als besonders verletzend erachtet<sup>13</sup>, und gerade in dem Maße, wie diese Wirkung einkalkuliert ist, verliert das Urteil nicht

selten einen Teil seiner Überzeugungskraft und droht auf den Urteilenden zurückzufallen.<sup>14</sup> Auch die Wissenschaft ist vor solchen Tendenzen nicht völlig gefeit, und es mag aus übergroßer Vorsicht geschehen sein, dass bisher die Ressentiment-Diagnose für Gordon noch nicht gestellt wurde. Doch erscheint mir der Ausdruck die Eigenart seiner Handlungen und Haltungen am angemessensten zu benennen.

Im Folgenden wird zuerst ein Blick auf die deutlichste Gestaltung einer Ressentimentfigur im Oeuvre Fontanes geworfen: die Sidonie in dem knapp zehn Jahre nach *Cécile* erschienenen Roman *Effi Briest*. Auf diesem Hintergrund gewinnt die sozialgeschichtliche Einordnung der ihr in *Cécile* vergleichbaren Nebenfigur von Rossow an Bedeutsamkeit (I). Im Anschluss daran werden die an der Figur Gordon nachweisbaren Züge von Ressentiment aufgezeigt (II) und seine Lebenssituation auf ihre Bedeutung für seine ressentimentgeladenen Ausbrüche abgeklopft (III). Abschließend richtet sich der Blick auf das weitere zeitgeschichtliche Umfeld und die Implikationen der Figur für Fontanes Gesellschaftsanalyse (IV).

## I

Rosa Hexels oben zitierter Hinweis auf die tiefere Verwandtschaft von Don Juan und Torquemada liefert die treffendste Charakterisierung der widersprüchlichen Komplexität Gordons. Rosa bringt die hintergründigen Motive zur Sprache, die Gordons Verurteilung der „Schönheitsgalerien“ (8/54) im Stil eines kleinen Großinquisitors befeuern, und bezeichnet auf bildlich-prägnante Weise das Grunddilemma des Ressentiments. Die Malerin ist besonders durch ihre Fähigkeit zur Selbstironie gekennzeichnet – ein Signal, das im Figurenkosmos Fontanes als Hinweis auf Verlässlichkeit des Urteils gelten kann. Auch wenn der Satz im Rahmen espritvoller Konversation geäußert wird, will er doch mehr als bloße Redensart sein. Schon am Tag der ersten Begegnung auf der Roßtrappe dürfte der fein beobachtenden Rosa Gordons Interesse an Cécile nicht entgangen sein, trug doch er, nicht St. Arnaud, Céciles Schal. Gordons Auslassungen über den Hexenreichtum im Harz, der eine „reelle Gewalt über uns“ gewinne, und seinen Eindruck, dass „hinter jedem Erlenstamm eine Hexe hervorsähe“, deutete Rosa folglich auf ein dahinter verborgenes erotisches Verlangen: „Hübsch oder häßlich? [...] Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Gordon. In Ihrem Hexenspuk spukt etwas vor. Das sind die inneren Stimmen.“ (6/34)

Das Ressentiment liegt bei Gordon jedoch nicht so eindeutig an der Oberfläche, wie

man es von einem reinen „Ressimenttypus“ (Scheler<sup>15</sup>) erwarten würde. Es wird einerseits stark von seinen inneren Widersprüchen verdeckt; andererseits tragen auch seine oft geistreiche Rede, seine gelegentlich aufleuchtende Fähigkeit zur Einfühlung und Rücksichtnahme sowie sein weltgewandtes, in vielen Situationen auch charmantes Auftreten dazu bei, es in den Hintergrund treten zu lassen. Ein Blick auf eine eindeutig ressentimentgeladene Figur in *Effi Briest* mag das verdeutlichen.

Auch dieser Roman operiert ja mit der Entgegensetzung von Don Juan und Torquemada; allerdings werden die beiden extremen Lebenseinstellungen nicht in einer Person verknüpft und auch nicht wie von Rosa direkt auf eine Person bezogen. Von dem Inquisitor ist in einer zugespitzten Äußerung der frisch auftretenden Gesangskünstlerin Marietta Tripelli die Rede. Die ungläubige Tochter des vormaligen, rationalistisch ausgerichteten Pastors Trippel betrachtet ihren Unglauben als einen „Spezialluxus“, den sie sich „als Privatperson“ leisten könne, der aber auf staatlicher Ebene nicht toleriert werden dürfe: „[...] wenn ihr das Kultusministerium oder gar ein Konsistorialamt unterstünde, so würde sie mit unachsichtiger Strenge vorgehen. Ich fühle so was von einem Torquemada in mir.“ (12/111) Im Roman fällt diese Rolle der Landadligen Sidonie von Grasenabb zu, während der Frauenheld Crampas ausgerechnet dann seinen ersten persönlichen Auftritt hat, als in dem Gespräch Effis mit Innstetten in der Verandaszene beiläufig das Stichwort „Don Juan oder Herzensbrecher“ (15/144) fällt.<sup>16</sup>

Schon bei der ersten Begegnung qualifiziert Sidonie Effi als „Atheistin“ (9/75). Dass ihr Missmut sich vor allem gegen kokettierende Mädchen wie die Töchter des Oberförsters oder junge, religiös unorthodox eingestellte Ehefrauen wie Effi richtet, ist bei der dreiundvierzigjährigen „alte[n] Jungfer“ nicht überraschend. Ihre Frustration steigert sich aber zur Zeitdiagnose: „Keine Zucht. Das ist die Signatur unserer Zeit.“ (18/176) Verantwortlich dafür ist in ihren Augen in erster Linie die lasche moralische Erziehung durch Pastor Lindequist, der sich mit dem Hinweis auf den „Geist der Zeit“ nur dem „Unbequemen“ einer strikten Erziehung entziehen wolle: „Denn Pflicht ist unbequem. [...] Eingreifen, lieber Pastor, Zucht. Das Fleisch ist schwach, gewiß; aber ...“ (19/179). Fontanes Dramaturgie der Tischkonversation lässt hier zur Entlarvung der Sprecherin ein „englisches Roastbeef“ auftragen, von dem Sidonie „ziemlich ausgiebig nahm, ohne Lindequists Lächeln dabei zu bemerken.“ (ebd.)

Die soziologisch bedeutsame Stoßrichtung ihrer Unzufriedenheit deutet sich in ihrer Kritik am Oberförster Ring, der einen für seinen Berufsstand ungewöhnlichen Wohlstand

zur Schau stellt, und seiner kokettierenden Tochter an: „Ein Oberförster ist ein bißchen mehr als ein Förster, und ein Förster hat nicht solche Weinkühler und solch Silberzeug; das alles ist ungehörig und zieht dann solche Kinder groß, wie dies Fräulein Cora.“ (19/180) Sie sieht darin eine Gefahr für „die gesellschaftlichen Ordnungen“. In der Tat ist Ring das typische Exemplar eines parvenühaften Aufsteigers. Er verdankt seinen Reichtum seiner schüchternen Frau, die aus einem reichen Kornhändlerhaus stammt, während seine Mutter noch eine Plättfrau war. In seinem übertriebenen Anpassungsdrang hat er eine Altardecke gespendet, um seine Kirchlichkeit zu demonstrieren, doch für Sidonie bestehen keine Zweifel an der Unechtheit seiner Motive, von der sie zudem befürchtet, dass sie „denen mit angerechnet [wird], die's ernst mit dem Heil ihrer Seele meinen.“ (19/185)

Auf der Rückfahrt von der weihnachtlichen Versammlung wird Effi Opfer ihrer Suche nach Gelegenheiten zum Abbau ihrer ressentimenttypischen Racheimpulse.<sup>17</sup> Statt in der eigenen Kutsche mitzufahren, lässt Sidonie sich ungebeten von Effi mitnehmen. Wieder geht es ihr um „das Heil der Seele“: Den „unendlich feine[n] Ton“ in der Brandung, den Effi zu vernehmen glaubt (oder vorgibt), bezeichnet sie als Sinnestäuschung und fährt fort: „Sie sind nervenkrank. Sie hören Stimmen. Gebe Gott, daß Sie die richtige Stimme hören.“ (19/184) Sidonie nimmt damit entscheidenden Einfluss auf den Verlauf der Handlung, muss sich Effi doch an die in die gleiche Richtung zielenden erzieherischen Bemerkungen ihres Mannes erinnern fühlen, der wenige Tage zuvor an ihre „reine Seele“ (18/172) appelliert und ihr bei dieser Gelegenheit hinreichend Grund zu der Gewissheit gegeben hatte, dass er die Spukgerüchte um den toten Chinesen als eine Art „Angstapparat“ (17/157) einsetzt. Als Sidonie aussteigt, wird ihr Platz sinnfälligerweise von Crampas eingenommen, dem weiteren Widerstand zu leisten Effi nunmehr weder die Kraft noch den Willen hat.

Hinter Sidonies Ressentiment stehen nicht nur die persönlichen Entbehrungserfahrungen der „alten Jungfer“. Auch wenn sie den wirtschaftlichen Strukturwandel<sup>18</sup> wie im Falle Rings nur an seinen Oberflächenphänomenen wahrnimmt, liegen ihrer Beobachtung doch auch Statusängste zugrunde. Infolge der Zunahme des globalen Warenverkehrs wird die Situation des niederen Landadels, soweit seine Lebensgrundlage weitgehend auf mittelgroßen landwirtschaftlichen Betrieben beruht, zusehends schwieriger. In *Effi Briest* freut sich folglich Briest, wenn er seinen Raps günstig verkaufen kann (4/30). Zwei Jahre später klagt er schon, dass er in Schwierigkeiten gerate, „wenn nicht Schutzzölle kämen“ (23/228).

Bevor wir der Frage nachgehen, inwiefern auch für Gordons psychische Situation vergleichbare statusbezogene Verlusterfahrungen ausschlaggebend sind<sup>19</sup>, soll kurz ein Blick auf die weitaus leichter zu diagnostizierende Nebenfigur von Rossow geworfen werden, die auf dem Hintergrund des an Sidonie sichtbar Gewordenen an Repräsentativität gewinnt. Der alte General zählt bei dem Mittagessen der St. Arnauds zu den dominanten Teilnehmern an der Konversation. Auch bei den weiteren Eingeladenen handelt sich vorwiegend um Personen, bei denen sich Spott und Missgunst bereits habituell verfestigt haben. Sie heben sich nach Gordons Eindruck nicht sehr von denen ab, die er bisher aus dem St. Arnaudschen Kreis kennengelernt hat: „ziemlich sonderbare Leute [...], Frondeurs, Träger einer Opposition quand même“ (20/154). Entsprechend heftig prallen die Ansichten aufeinander.

Von Rossow polemisiert gegen die Personalpolitik des Militärs, bei der ihm zu sehr auf Qualifikation statt auf Herkunft geachtet wird, was einen Traditionsbruch darstelle: „[W]as wir brauchen wie das liebe Brot, das sind alte Familien und alte Namen aus den Stammprovinzen. Aber nicht Fremde ... [...] Wissen und Talent ruinieren nur, weil sie bloß den Dünkel groß ziehen. [...] Auf die Gesinnung kommt es an, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Stammlande, das nur die haben, die schon mit am Cremmer-Damm und bei Ketzer-Angermünde waren. [...] Denn die höhere Disziplin ist lediglich eine Frage der Loyalität.“ (20/162). Die angeführten Kämpfe um die Vorherrschaft der Hohenzollern in Brandenburg liegen zur Zeit der Handlung über 450 Jahre zurück. Der Gedanke, das Militär in der Gegenwart mit demselben begrenzten Personal führen zu wollen, ist ein Zeichen absurdester Beschränktheit. Die Invektive des Generals gegen „Fremde“ entbehrt des Feingefühls gegenüber dem sich der unter den Gästen befindenden Obersten Kraczenski aus dem Kriegsministerium, der sich mit angegriffen fühlen muss. Er ist von katholischer Konfession und polnischer Abstammung und also doppelt „fremd“ im preußisch-protestantischen Umfeld, reagiert jedoch mit einem überlegenen Lächeln. Da zwei seiner Brüder in der russischen und einer in der österreichischen Armee dienen, sind alle Kraczenskis für das Militär der Länder tätig, unter denen Polen im 18. Jahrhundert aufgeteilt wurde. Das zeigt einerseits, wie unverzichtbar fachlich qualifiziertes Personal inzwischen geworden ist, scheint andererseits aber die Loyalitätssorgen des Generals durchaus zu untermauern. Romanintern werden dessen Zweifel jedoch in auffälliger Weise konterkariert: Gleich im folgenden Kapitel, in dem der Antwortbrief der Schwester Gordon die ersehnte Aufklärung über Cécile bringt, kommt auch das Duell zur Sprache, bei dem St. Arnaud wegen seiner

unstandesgemäßen Verlobung von einem Offizier seines Regiments gefordert wurde. Er trägt den traditionsreichen polnischen Adelsnamen Dzialinski, der im Text so eindringlich wiederholt wird (s. 21/171), dass der Leser sich an den lautlich nicht ganz unähnlichen Namen Kraczkinski erinnern dürfte.<sup>20</sup> Angesichts seines unerschrockenen und „von der Gleichgültigkeit des Einzel-Individuums“ (20/164) überzeugten Gegners St. Arnaud dürfte es Dzialinski, der am Ende sein Leben lassen muss, große Selbstüberwindung gekostet haben, als ältester Stabsoffizier des Regiments seiner Pflicht nachzukommen – von der Fragwürdigkeit dieses militärischen Ehrbegriffs ganz abgesehen.

Die abwertenden Äußerungen von Rossows lassen darauf schließen, dass er seinesgleichen zu kurz gekommen fühlt. In der Zuweisung der Verantwortung greift er jedoch wie Sidonie zu kurz. Der gesellschaftliche Strukturwandel, in dessen Verlauf familiäre Herkunft immer mehr an Gewicht gegenüber Kompetenz und Leistung verliert, bleibt als eigentliche Ursache außerhalb seines Horizontes. Rossow bleibt auf Personen fixiert und sieht die konkrete Ursache in der obersten Militärführung.

Auch bei dem für den Handlungsverlauf wichtigen Geheimrat Hedemeyer, der seine „Kaltstellung“ nicht verwinden kann und sich seither vergebens bemüht, eine Wiederanstellung im Kulturministerium zu erwirken, ist eine ressentimenthafte Grundhaltung unübersehbar, doch ist sie eher individualpsychologisch motiviert. Die Einigung mit der katholischen Kirche im Kulturkampf kritisiert er als Folge von „Prinzipienlosigkeit, einer Politik von heute auf morgen [...]“ (20/158), und setzt dem allgemeinen „Götzen- und Opferdienst“ an dem „Dalailama“ (20/159) Bismarck als dem Hauptverantwortlichen die „protestantische Freiheit, die Freiheit der Geister“ (20/160) entgegen. Den von Bismarck aus dem Amt gedrängten ehemaligen Botschafter in Paris, den ehrgeizig-intriganten Altkonservativen Arnim, lobt er wegen seines Mutes zu einer eigenen Meinung in einem Land, in dem „jede freie Meinung [...] Hochverrat“ (ebd.) bedeute<sup>21</sup>. Hedemeyer selbst findet einen solchen Mut allerdings nicht. Er schreibt seine Pamphlete anonym, was Rosa, in deren Augen die ganze Person keine Gnade findet, nur „natürlich“ erscheint. Sie hält ihn für „unehrllich“, einen „schlechte[n] Kerl, frivol, cynisch“ und seinen „Liberalismus“ für „Libertinage.“ Gordon dagegen findet an dem Gesagten „viele richtig“ (20/166).

## II

Diese Bemerkung Gordons verdient nicht nur im Hinblick auf die darin enthaltene Zu-

stimmung zur Kritik am Autoritarismus Beachtung, sondern auch, weil bei Gordon selbst – und deshalb war hier auf Hedemeyer einzugehen – die Ressentimenthaltigkeit seiner Äußerungen oft durch ihre Akzeptabilität verdeckt zu werden droht. Für die Diagnose des Ressentiments kommt es jedoch keineswegs allein auf den Inhalt des Gesagten an; oft enthüllt sich nur in der Art und Weise, wie etwas gesagt wird, die eigentliche Intention.

Folgt man der Chronologie der Handlung, so steht am Anfang eine Kritik an der „Bourgeoisie“. Das ist bei einem Vertreter des Adels zunächst einmal nicht außergewöhnlich. Auf dem Weg nach Quedlinburg wird als möglicher Punkt auf dem Besichtigungsprogramm das Rathaus in Erwägung gezogen, in dem der enge Kasten zu sehen ist, darin die Stadt den „Regensteiner“, einen Raubritter des 14. Jahrhunderts, knapp zwei Jahre gefangen hielt. Dass die Stadtbürger ihn dabei mit ihren Sonnenschirmen noch durch die Ritzen piekten, wie Cécile vermutet, hält Gordon für „sehr wahrscheinlich“, und fügt zur Begründung an: „Die Bourgeoisie, die nie tief aus dem Becher der Humanität trank, war gerade damals von einer besonderen Abstinenz [...]“. Zugleich schlägt er den Bogen in die Gegenwart, deren liberale Geschichtsschreibung darin fehlgehe, „den Bürger immer als Lamm und den Edelmann immer als Wolf“ (7/42) zu schildern. Im Quedlinburger Schloss sind auch die Zimmer Friedrich Wilhelms IV. zu besichtigen, die den Ausgangspunkt seiner Jagden im Harz bildeten. Als ihm im Jahre 1848 das Jagdrecht entzogen und den Grundstückseignern zugesprochen wurde, stellte er seine Besuche im Schloss ein, eine für Gordon nur zu verständliche Reaktion auf die „Bourgeois-Manieren“ (8/52) der Bürgerschaft. Der Vorwurf fehlender Milde im ersten Fall und mangelnder Pietät gegenüber dem preußischen König im anderen mag nicht unberechtigt sein, doch überrascht die Aufgebrachtheit im Ton und lässt darauf schließen, dass sich der Adlige in seinem Standesbewusstsein durch diese eigenmächtigen Freiheitsbeschränkungen mit angegriffen fühlt.

Auch der Adel wird, so weit es sich um die Lebensweise älterer lebemännischer Duodezfürsten handelt, nicht von moralisierender Kritik verschont. Angesichts der Galerie der Stifts-Äbtissinnen ergeht Gordon sich wortreich über sogenannte „Galleries of beauties“ – meistens geschönte Porträts von fürstlichen Mätressen – die ein „Verstoß gegen Geschmack und gute Sitte“ (8/54) seien. In seinem recht unvermittelten Redeerguss gibt sich ein solches Übermaß<sup>22</sup> von Verärgerung zu erkennen, dass Rosa hinter seinem Sittenrichtertum nicht wahre Tugendhaftigkeit, sondern umgekehrt die oben zitierten Don-Juan-Motive am Werk sieht. Am folgenden Morgen rekapituliert Gordon den Ausflug noch einmal für sich allein



und kommt zu dem gleichen Urteil über die „Schönheitsgalerie“: „Ja, diese kleinen Grandes Dames aus dem vorigen Jahrhundert! Wie wird eine freiere Zeit darüber lachen, wenn sie nicht schon *jetzt* darüber lacht.“ (9/56) Es ist nicht nur das fragwürdige Schönheitsempfinden, das der Lächerlichkeit verfällt, sondern ebenso die Beschränktheit eines überholten Standesdenkens, das dazu führte, dass Mätressen oft zu Gräfinnen ernannt oder – im Falle Céciles – als „Vorleserin“ engagiert wurden, um so dem Verhältnis ein legitimes Antlitz zu geben. Zwar weiß Gordon von Céciles Vergangenheit zu diesem Zeitpunkt noch nichts Bestimmtes; doch geht ihm das Thema auch deshalb noch nach, weil ihm nicht entgangen ist, dass sie auf seine Suada hin einen plötzlichen Schwächeanfall erlitt. Mit der doppeldeutigen Bemerkung: „Du bist angegriffen, Cécile.“ (8/54), hatte St. Arnaud ihr Ruhe verordnet und die Fenster geöffnet.

Die Antwort auf die Erkundigungen, die Gordon daraufhin bei seiner Schwester einholt, erhält er jedoch erst Monate später in Berlin. So bleibt er weiterhin auf „Mutmaßungen“ (2/14) angewiesen. Auch nach der folgenden „Philippika“ (13/98), die ihm entfährt, als beide auf dem Weg nach Altenbrak zufällig das verlassene Jagdhaus Todtenrode vorfinden, kann er nur ahnen, wie sehr er darin auch eine Seite von Céciles Vergangenheit anspricht. Wie sich herausstellt, gehört das Gebäude den Braunschweigischen Herzögen und wurde zuletzt v. a. von Herzog Karl II. (1804–1873) frequentiert, der bei einem Volksaufstand 1830 abgesetzt und verjagt worden war und sich seitdem vorwiegend in Paris aufhielt.<sup>23</sup> „Ich hab’ ihn noch in Paris gesehen [...], alt geworden, geschnürt und geschminkt, und mit Ringellöckchen, eine lächerliche Figur, ebenso der Liebling wie der Spott der Halbwelt-Damen. [...] Erst die Strecke mit dem erlegten Wild, und dann Bacchus, und dann Eros der göttliche Knabe. [...] was mag sich Alles in diesem Allerheiligsten abgespielt haben, an Freud und Leid! [...] Aber was so von Jugend und Unschuld mit in die Brüche geht, was so gemüthlich mit hingeopfert wird in dem ewigen Molochdienste ...“ (ebd.). Gordon bemerkt Céciles Verwirrung angesichts seiner ironischen Beschreibung des moralisch lockeren Hoflebens und sieht selbst ein, dass er wie schon im Fall der Mätressengalerie „in seinen Auslassungen um ein gut Theil zu weit gegangen sei“ (ebd.).

Statt auf Ressentimentgefühle zu schließen, könnte man Gordon hier auch unterstellen, dass er die Strategie verfolge, anhand der Reaktionen des St. Arnaudschen Paares herauszufinden, welche Bewandtnis es eigentlich mit ihm habe. Von Cécile hatte er schon vermutet, dass sie an einem „kleinen Hof“ (9/62) gelebt haben könnte. Auch ist es nicht über-

raschend, dass Gordon gemäß den auch für den niederen Adel gültigen bürgerlichen Morälmaßstäben fürstliche Mätressenwirtschaft verurteilt. Doch muss man stutzig werden, wenn man wahrnimmt, mit welcher Verve er gegen den „Ventilationsenthusiasten“ wettet. An der Table d'hôte auf die Rückfahrt von Quedlinburg zurückkommend, bringt er den „dicken kleinen Herrn“ zur Sprache, der alle Fenster geöffnet und so eine starke Zugluft verursacht hatte: Er „sah sich dabei so stolz und herausfordernd um, daß mir der Muth entsank, ihn in seinem mörderischen Thun zu hindern.“ (11/70) Und in der sich anschließenden schweren Redesalve, deren Darstellungskomik nicht über den verinnerlichten Groll hinwegtäuschen darf<sup>24</sup>, heißt es weiter: „Der Ventilationsenthusiast brüstet sich nämlich beständig mit dem Gefühl unbedingter Superiorität, weil er, seiner Meinung nach, nicht bloß das Gesundheitliche, sondern auch das Sittliche vertritt. [...] Der, der sämtliche Fenster aufreißt, ist allemal frei, tapfer, heldisch, der, der sie schließt, allemal ein Feigling, un läche. Und das weiß der unglückliche Fensterschließer auch, und weil er es weiß, geht er ängstlich und heimlich vor, so heimlich, daß er mit Vorliebe den Moment abwartet, wo sein Widerpart zu schlafen scheint. Aber dieser Widerpart schläft nicht, und mit jenem nie versagenden Muth, den eben nur die höhere Sittlichkeit giebt, springt er auf [...], und schleudert das Fenster wieder nieder [...]“ (ebd.).

Das Duell zwischen dem „Ventilationsenthusiasten“ und dem „Ventilations-Hasser“ ist symptomatisch für Gordons Mentalität. Zwar wäre der moralische Anspruch des Enthusiasten noch als unberechtigte Usurpation zurückzuweisen, doch vereitelt das der Anschein der körperlichen und seelischen Schwäche, den Gordon sich damit gäbe. So findet er nicht den Mut zu offenem Widerspruch. Als Ausweg aus dem Dilemma bleibt nur die Möglichkeit, „heimlich vorzugehen“ – und den Gegner in Abwesenheit zu verklagen. Die Szene veranschaulicht den Mechanismus der Ressentimentbildung geradezu idealtypisch.

Die angeführten Beispiele stellen erste deutliche Indizien für eine ressentimenthaltige Grundstimmung Gordons dar, obwohl eine Verhärtung zu einer nicht mehr hinterfragten Weltsicht<sup>25</sup>, wie sie in den oben besprochenen Nebenfiguren in *Cécile* und *Effi Briest* zutage tritt, noch nicht eingetreten ist. Es gilt, nach den Gründen für Gordons oft überschießende moralische Aufgebrachtheit zu fragen.

### III

Neben Rosas Don-Juan-Anspielung gibt es noch eine weitere für Gordons Seelenzustand

symptomatische Äußerung. Sie stammt von ihm selbst: Auf dem Ausflug nach Quedlinburg, als man angesichts von Kirche und Schloss vor der Frage steht, welchem Besuchsobjekt die Priorität zukomme, befindet der Oberst – „mit einem Anfluge von Ironie“ –, „daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe“. Gordon geht auf den Ton ein und repliziert: „Preußen-Morall Aber wir *sind* ja Preußen!“ (8/47, Hervorhebung original). Die ironische Distanz, die gegenüber „Preußen“ deutlich wird, wird im zweiten Satz zwar wieder einkassiert, doch ist die ausgesprochene Wir-Identität nicht ungebrochen. Das hat bei beiden unterschiedliche Gründe: St. Arnaud musste nach dem Duell mit Dzialinski seine Militärkarriere beenden und ist nun so verbittert, dass er sich dem „Jeu“ hingibt.<sup>26</sup> Bei Gordon dagegen spielt seine langjährige Auslandstätigkeit eine gewisse Rolle. Eine ähnliche Distanz äußert er gegenüber dem preußischen Wissensdrill, der ihm nur ein unnötiger „Gedächtnißballast“ (13/88) ist. Cécile aber nimmt es ihm nicht ab, hat sie doch die Erfahrung gemacht, dass *alle* Preußen „so conventionell in Bildungssachen“ sind. Mag Gordon hier noch mit Rücksicht auf die in seinen Augen durch ein „Minimal-Maß“ an Bildung gekennzeichnete Cécile gesprochen haben, so ist die Verachtung gegenüber dem preußischen Ehrenkodex, der ihn zwingt, die Duellforderung anzunehmen, echt: „[...] die Gesetze der Ehre [...] Der Ehre. Was sich nicht alles so nennt!“ (28/209) Andererseits freut er sich an dem Anblick der exerzierenden Turner und begrüßt sie (s. 13/96) wie auch bei seinem Abschied in Thale die St. Arnauds „militärisch“ (16/129). Lässt Letzteres sich noch mit seiner Verlegenheit bei der ungeschickt verlaufenen Abschiedsszene erklären, so entspringt Ersteres seinem Bedürfnis nach heimatlicher Verwurzelung.

Die Widersprüche machen ein tiefer liegendes Grundproblem bei Gordon sichtbar: die Labilität seiner Anschauungen und Empfindungen. Über Gordons bisherigen Lebensgang erfährt der Leser vorwiegend aus einem Gespräch mit St. Arnaud, das dieser Cécile weitererzählt. Auch Gordon hat seine militärische Laufbahn aufgeben müssen, allerdings wegen Spielschulden, und das auffälligerweise bei „einer Truppe, die sonst viel zu klug und gescheidt ist, um sich durch Schuldenmachen auszuzeichnen“ (10/66). Über die Gründe für sein untypisches Verhalten lässt sich spekulieren; seine Neigung zur Offizierslaufbahn kann jedoch nicht sehr stark gewesen sein. Umgekehrt hat er auch den bürgerlichen Beruf des Zivilingenieurs nicht zielstrebig ergriffen. Der Entscheidung, nicht nur die Armee zu verlassen, sondern gleich ins Ausland zu gehen, haftet auch das Moment einer Fluchtreaktion an. Ähnlich übermäßig reagiert er auf den Brief von Cécile, in dem sie ihn darum bittet, die

Bekanntheit für den Fall zu beenden, dass er nicht wieder zu seinem früheren Umgangston zurückfinde. Da er sich dazu nicht in der Lage sieht, hofft er, dass ihn neue Aufgaben „aufs Neue weit in die Welt und in die Fremde hinausführen“ (25/191f.) mögen. Aus dem Brief St. Arnauds gegen Ende des Romans erfahren wir, dass er ihm vor dem Duell die Versöhnung angeboten habe, doch Gordon wies sie in „unsentimentale[r] Entschlossenheit“ (29/213) zurück und hatte die volle Absicht, seinen Gegner zu treffen. Es ist eine blindwütige Flucht nach vorn, mit der er sein Leben, das St. Arnauds und letztlich auch das Céciles unnötig aufs Spiel setzt. Die gleiche „durchgängische[] Gewohnheit“ (21/173), von der Gordons Schwester ihn in ihrem Antwortbrief, der ihn über Céciles moralisch fragwürdiges Vorleben als Fürstenmätresse unterrichtet, „ausnahmsweise“ (ebd.) abzulassen gebeten hatte, offenbart sich dann in seinem späteren Verhalten gegenüber der Titelheldin.

Gordons Brief an seine Schwester gibt weitere Facetten seiner seelischen Situation zu erkennen. Er spricht von einer „Verstimmung“, die ihn, „ohne rechten Grund, seit lange quälte. Nur bei euch war ich frei davon.“ (9/58) Zwar registriert er die positive Wirkung des Luftkurortes auf sein Befinden, doch ist die Erholung offenbar weit eher der Tatsache zuzuschreiben, dass er sich in einer heimatlich-vertrauten Umgebung aufhält. Das Reisen, das seine Tätigkeit als Techniker bei einem weltumspannend operierenden Unternehmen mit sich bringt, möchte er zwar weiterhin nicht missen, doch schätzt er die Bequemlichkeiten des Zuhause-seins mehr und mehr. Tatsächlich wird er immer wieder durch Briefe oder gar Telegramme abrupt an seine Einsatzorte beordert. Von heute auf morgen muss er seine Erholungsaufenthalte – sei es in der schlesischen Heimat, sei es im Harz oder in Berlin – abbrechen. Für einen angemessenen Abschied von den St. Arnauds im Harz bleibt zu wenig Zeit; später wird er aufgefordert, nach Berlin zurückzukehren, so dass er erschrickt, „aber die Verhältnisse gestatteten ihm keine andere Wahl.“ (25/192) Das Telegramm, das ihn zuvor aus Berlin weggerufen hatte, wäre ihm unter gewöhnlichen Umständen „ein Greuel“ (24/189) gewesen; jetzt kann er es willkommen heißen, weil es ihn aus einer brisanten seelischen Zwangslage befreit, kann er doch wie in Thale nicht zu einer klaren Haltung zu Cécile finden. Es ist ihm „ein Fingerzeig, wie damals der Befehl, der mich aus Thale wegrief.“ (ebd.)

Trotz seines beruflichen Erfolgs und der Vorzüge, die das Reisen an sich für Gordon hat, scheint ihm das unvermeidliche Hin- und Hergeschicktwerden nicht mehr zuzusagen. Er verspürt „den lebhaften Wunsch in preußischen Dienst zurückzutreten“ (10/67), und so

bekommt sein Aufenthalt im Harz, der ihm von seiner Kindheit her „sehr theuer“ (4/22) ist, den Charakter eines Versuchs zu Selbstbestimmung und -vergewisserung.

Gordon scheint trotz aller Umgänglichkeit ein eher einsamer Mensch zu sein. Die Familienbande stellen für ihn die festesten Bindungen dar (s. 13/94). Das bezieht sich vor allem auf seine beiden Schwestern; der verstorbenen Mutter gedenkt er noch oft, der Vater aber wird von ihm auffälligerweise nicht erwähnt. Von engeren Freunden hören wir nichts; in Berlin steht er davon ab, „alte Freunde“ zu besuchen, da sie „vielleicht keine mehr sind“ (17/136). Der Sekundant, der ihn zu seinem Duell begleiten soll, ist ein namenlos bleibender „Bruder der jungen Frau ...“ (28/209). Entsprechend beglückt ihn der Umgang mit Cécile, ihrem Kreis und Rosa als eine Art von Neuanfang. Durch den verbindlichen Umgangston eines Berliner Großindustriellen, der ihn auf eigene Initiative hin besucht, fühlt er sich „sehr angeheimelt“ (17/134). Am Tag nach dem Essen bei den St. Arnauds empfindet er im Anblick des Tiergartens ein „immer wachsendes Wohlgefühl“: „Ich glaube, ich bin so glücklich, weil ich wieder in der Heimat bin.“ (21/169)

Bei der Arbeit in aller Herren Länder von Amerika bis Indien hat er offenbar keine neuen festeren Bindungen aufbauen können. Seine wechselnden beruflichen Engagements scheinen neue Loyalitäten eher verhindert zu haben. Begann er bei einem Unternehmen in England, so wechselte er bald in russische Dienste, dann in persische, um zuletzt wieder bei dem ersten englischen Unternehmen zu landen. Er übte seine Tätigkeiten in Ländern aus, die durch ihr imperialistisches Streben in Konkurrenz standen oder, wie Persien, sich dagegen zu behaupten suchten. Mit dem russischen General Skobeleff befand er sich im Russisch-Türkischen Krieg 1877 auf dem Kriegsschauplatz vor Plewna. Auf einem Bild von Rosa, das ein aus Feldsteinen errichtetes Grabmal dargestellt, glaubt er eine „Schädelstätte“ zu erkennen und fühlt sich an ein Bild von Wereschtschagin erinnert (s. 6/32). Gemeint ist dessen „Apotheose des Krieges“<sup>27</sup>, ein ironisches Statement gegen die menschenverachtende Gewalttätigkeit und die Gräueltaten des Krieges. Sind es auch solche Kriegserfahrungen<sup>28</sup>, an die Gordon denkt, wenn er über die Villa, deren im Leben gescheiterter Besitzer Selbstmord beging, sagt: „Plätze, daran Blut klebt, erfüllen mich mit Grauen.“ (5/25)? Und wie passt das zu seinem Wunsch nach einer Rückkehr „in preußische Dienste“? Denkt er an eine zivile Verwaltungslaufbahn? St. Arnauds Duellforderung begegnet er allerdings mit dem festen Entschluss, das Blut seines Herausforderers zu vergießen.

Nimmt man andere Äußerungen Gordons in den Blick, so wird eine Grundhaltung

sichtbar, die zwischen Melancholie und Verbitterung changiert. Die über den konkreten Kontext der Handlung hinausweisende Allgemeingültigkeit, die diese Äußerungen zum Ausdruck bringen, lässt auf wiederholte entbehrungsvolle Erfahrungen schließen. „Leben heißt Hoffnungen zu begraben“ (24/190), heißt es nach Céciles abmahnendem Brief. Oder angesichts eines Leichenzugs: „Der Mensch lebt, um seine Pflicht zu thun und zu sterben. Und das Zweite beständig gegenwärtig zu haben, erleichtert einem das Erste.“ (19/151) Diese resignative Einsicht wirft ein bezeichnendes Licht auf Gordons distanziertes Verhältnis zum Ethos der Pflichterfüllung, das an Verbindlichkeit eingeübt hat. Dagegen sieht er die Welt von Prinzipienlosigkeit beherrscht, als er merkt, dass Cécile sich nicht auf sein Wunschbild von der unbefriedigten, nervenkranken Ehefrau eines alten Offiziers festschreiben lässt: „Die Welt ist eine Welt der Gegensätze [...], überall Licht und Schatten. [...] Was hat nicht alles Platz in einem Menschenherzen? Alles verträgt sich, man rückt mit gut und böse ein bisschen zusammen, und wer heute sittlich ist und morgen frivol, kann heute gerade so ehrlich sein wie morgen.“ (24/187f.)<sup>29</sup> Je weniger er dem Pflichtethos noch Überzeugungskraft abgewinnen kann, desto tiefer empört er sich über solche, die sich dieser Selbstdisziplin erst gar nicht unterwerfen zu wollen scheinen – der Wirkmechanismus des Ressentiments wird schulbuchmäßig offenbar.

Das Ressentiment verstärkt die Tendenz, in Vorurteilen zu verharren und wichtige Punkte, die gegen sie sprechen, zu ignorieren, etwa die Festigkeit und Eindringlichkeit, mit der Cécile von Gordon die Wahrung einer bestimmten Grenze im Umgang mit ihr einfordert: „[...] ja Freund, ich *will* es [...] Das habe ich geschworen [...], und ich will diesen Schwur halten und wenn ich darüber sterben sollte.“ (23/185, Hervorhebung original). Auch Gordons eigene Einsichten über Céciles Natur setzen sich nicht durch: Er sieht, dass sie „aufrichtig und ehrlich“ „aus dem alten Menschen heraus“ will (24/190), erkennt die Schwierigkeit, gegen die Einflüsse des familiären Umfelds und die verinnerlichten Wertvorstellungen anzukommen und zu dem Dasein der Fürstengeliebten „Nein“ (22/177) zu sagen. Auch registriert er, dass ihr das Gebaren ihrer nach Verhältnissen Ausschau haltenden Schwester peinlich ist. Doch statt Anzeichen eines „Schwankens“ auf ihrer Seite auf motivationale Defizite des Pflichtprinzips zurückzuführen, setzt sich bei ihm immer wieder das Klischee der ehemaligen Mätresse durch, das sich mit dem Bild von der „unbefriedigten Frau“ eines älteren Mannes verbindet: „Natürlich, ein alter Oberst ist immer zum Melancholischwerden.“ (19/151) Gordon bewegt sich damit auf derselben Ebene wie der zynische Geheimrat, der

eine Unpässlichkeit Céciles mit dem einschlägigen *Faust*-Zitat „Sie wissen, es ist ihr ewig Weh und Ach ...“ (23/180) kommentiert.

Ein Grund seines immer wieder aufflackernden Misstrauens gegenüber Cécile ist auch mangelndes Selbstvertrauen. Er ist ängstlich bemüht, nicht lächerlich zu erscheinen und sich „unsterblich zu blamieren“ (22/177f.). Diese Furcht taucht schon früh, noch vor den Enthüllungen der Schwester, in seiner Rekapitulation des Thale-Aufenthaltes auf, als ihm die mögliche Rolle des „vorlesenden Freund[es]“ (17/131) lächerlich erscheint. Die Furcht kulminiert schließlich angesichts von Céciles vermeintlicher Bevorzugung des „arme[n] Geheimrat[s]“ Hedemeyer, und Gordon – „verletzt in seiner Eitelkeit, gequält von dem Gedanken, ein bloßes Spielzeug in Weiberhänden [...]“ (26/203) zu sein –, vergisst alle Zurückhaltung. Sein angekratztes Selbstwertgefühl soll durch Hochmut verdeckt werden. Auch Cécile deutet den Eifersuchtsanfall als Zeichen von „Ueberheblichkeit und Sittenrichterei“ (26/202). Da Cécile Gordon nicht in der Rolle begegnet, auf die er sie hatte festlegen wollen, erfolgt der Umschlag des „Don Juan“ in den „Torquemada“, der die Glaubwürdigkeit ihrer Haltung in Zweifel zieht. Indem Gordon auf diese Weise Cécile herabwürdigt, wertet er sich selbst auf und kompensiert durch die vermeintliche moralische „Größe“ seine tatsächliche Schwäche.<sup>30</sup> Die Energie, die Gordon schließlich in der Oper mit „einem prickelnden Verlangen erfüllt, lieber zu viel als zu wenig zu sehen“ (25/194), wurzelt gleichermaßen im Ressentiment.

Auch Cécile geht es um die Selbstachtung. Sie wiederzuerlangen wird nicht nur durch den unzureichenden Respekt ihrer Umgebung erschwert, sondern auch durch ihre Schuldgefühle in Bezug auf den Tod Dzialinskis. Auch das „Gefühl der Pflicht“ (26/202), das sie dem Übertritt zum Protestantismus verdankt, gibt ihr weder die erhoffte „Kraft“, nicht ein weiteres Mal Anlass zu einem Duell zu werden, noch vermag es, ihr ein Weiterleben nach Gordons Tod erträglich zu machen. Wie im Falle Gordons ist es – in seiner Fixierung auf Tod und Schuld – nur negativ begründet.

#### IV

Inwiefern geht die obige Analyse über ihre individualpsychologische Relevanz hinaus und trägt auch dazu bei, einen kritischen Zustand in der Gesellschaft näher zu bestimmen? Zum einen deutet sich in *Cécile* das „gefährlich Politische“<sup>31</sup> schon an, das Fontane im Falle von *Effi Briest* dazu motivierte, eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte zu einem ungewöhn-

lichen Dokument kritischer Gesellschaftsanalyse umzugestalten. Die prekäre Situation der Katholiken im Reich wird über die Diskussion zum Kulturkampf wachgerufen; die Diskrimination der Polen wird in der Behandlung Kraczinskis und nicht zuletzt in den Vorurteilen gegenüber dem „polnische[n] Halbblut“ (2/15) Cécile offenbar; schließlich sind die Klischeehaftigkeit männlicher Frauenbilder und die ungleichen Machtverhältnisse in der Beziehung der Ehepartner wichtige Gegenstände des Romans. Das ist bereits ausgiebig untersucht und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Zum anderen kommen Auswirkungen des sozialen Wandels in den Blick, der hinsichtlich Gordons und der Ätiologie seiner ressentimenthaltigen Ansichten eine wichtige Rolle spielt, da er – wie oben bereits angedeutet – besonders die Existenzgrundlagen des niederen Adels zu erschüttern droht, der sich auf ökonomischer Ebene der Abhängigkeit vom Wirtschaftsbürgertum sowie in Militär und Verwaltung der Konkurrenz seitens der gut ausgebildeten bürgerlichen Elite mehr und mehr ausgesetzt sieht. Auch Gordon wird – nicht ohne eigene Schuld – von diesem Prozess betroffen, allerdings eröffneten sich dadurch für ihn auch Chancen, die er zu nutzen verstand. Als global tätiger Zivil-Ingenieur ist er gewiss ein Vertreter des Neuen.<sup>32</sup> Hinsichtlich seiner Berufstätigkeit steht er mit einem Bein bereits in der immer dominanteren Welt bürgerlichen Tätigseins, fühlt sich aber in Vielem auch noch dem adligen Wertekanon verpflichtet, wenn auch nicht mehr vorbehaltlos. Letztendlich wird er der neuen Lebensweise nicht froh und sehnt sich in sein altes Umfeld zurück. Dabei ist auch ausschlaggebend, dass es ihm nicht gelungen ist, neue menschliche Bindungen aufzubauen und Loyalität zu einem anderen Kollektiv als Preußen zu entwickeln.

Die Verunsicherung des Werte- und des Selbstbewusstseins sowie die aus der Unentschiedenheit der Lebenssituation resultierende Unzufriedenheit müssen nicht zwangsläufig zu ressentimentartigen Gefühlen führen, aber es ist nicht schwer einzusehen, dass sie die Entstehung solcher Emotionen begünstigen. Anders als bei den oben betrachteten karikaturartigen Nebenfiguren, bei denen sich das Ressentiment bereits fest eingenistet hat, steckt eine solche Verfestigung bei dem charakterlich komplexen Adligen noch in den Ansätzen. Es beherrscht seine Weltsicht noch nicht vollständig, doch bedeutet seine Klage über die moralische Unbeständigkeit der „Welt“ einen ersten Schritt in diese Richtung.

Personen, die wie der auftrumpfende „Ventilationsenthusiast“ mit Entschiedenheit auftreten, lebenslustige Fürsten, die sich wenig um bürgerliche Moralauffassungen küm-



mern, oder das Bürgertum, das es sich erlaubt, auf seine verbrieften Rechte zu bestehen, dabei aber eigene Humanitätsansprüche hintanstellt, rufen Gordons ressentimenthaltige Ablehnung hervor. Diese Gefühle treten verschärft auf, wenn Gordon sich selbst in seiner Würde verletzt fühlt oder der Furcht unterliegt, sich zu blamieren. So fällt er angesichts von Céciles vermeintlich launenhafter Verteilung ihrer Gunst in etablierte Moralvorstellungen und ungeprüfte Vorurteile zurück. Sein unmäßiger Eifersuchtsanfall muss als elementarer Emotionsausbruch<sup>33</sup> in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Der Kontrast dieser Emotionen zu seinen von naturwissenschaftlich-technischer Rationalität<sup>34</sup> bestimmten Versuchen zu erfassen, was es mit Cécile auf sich habe, wurde oft bemerkt. Empirisch beobachtend registriert er ihre Reaktionen und zieht daraus auch zutreffende Schlüsse, wird aber ihrer Widersprüchlichkeit letztlich nicht Herr. Wie sehr er auch „sann und rechnet“ (24/187), muss er doch erkennen, dass er den menschlichen Einzelfall nicht wie unter eine naturwissenschaftliche Kategorie subsumieren kann. Es ist nicht ohne Ironie, dass der Roman den Spezialisten für interkontinentale Telegraphie und beschleunigten Informationsaustausch in der persönlichen Kommunikation scheitern lässt, weil er der Fähigkeit des genauen Zuhörens entbehrt – auch gegenüber der „Stimme [s]eines Herzens“ (28/211). Doch ist dafür nicht das neue Medium mit seinen Möglichkeiten an gesteigerter Informationsdichte und -geschwindigkeit verantwortlich, denn Gordon errichtet sein verfehltes Cécile-Bild auf der Basis eines herkömmlichen Familienbriefes, der ihn noch dazu mit großer Verspätung erreicht.

Fontane geht es hier nicht um fundamentale Zivilisationskritik. Technischer Fortschritt wird, soweit er zur Verbesserung der Lebensgrundlagen beiträgt, von ihm grundsätzlich begrüßt, wie aus dem *Stechlin* und zahlreichen Briefstellen zu ersehen ist. Doch deutet sich in *Cécile* an, dass man lernen muss, mit den Segnungen wie mit den Gefahren, die er mit sich bringt, emotional konstruktiv umzugehen. Der technisch-wirtschaftliche Fortschritt macht sich in dem Roman allerorten bemerkbar. Sind es in Berlin die vielen Baustellen, die erwähnt werden (s. 17/137), so wird das Idyll des Luftkurorts im Harz durch eine Blechfabrik, die „dicken Qualm“ (2/10) ausstößt, konterkariert. Die feuersprühende Lokomotive, die unter Schnaufen und Rasseln abendlich durch das Tal der exemplarischen Hexengegend braust, erscheint St. Arnaud als „die wilde Jagd“ (15/123). In dem Eindruck des Unheimlichen, den diese Szenerie bei den Figuren wachruft, deutet sich ein unterschwelliges Unbehagen gegenüber solchen Entwicklungen an. Es ist, als ob man elementare

Kräfte am Werk sähe, die zu beherrschen man sich noch kaum zutraut. Hinter der Unsicherheit stehen diffuse Wahrnehmungen des gesellschaftlichen Wandels, die die Sorge vor den Verwerfungen und Wertkonflikten, die ihn begleiten, wachrufen. Angesichts der Werteverunsicherung scheint sich mittels tendenziöser Auswahl von Informationen eine Reduktion von Ambivalenz und Ungewissheit herstellen zu lassen. Wie die beiden Berliner Harz-Touristen darüber streiten, ob es der mit dem Fernrohr ins Visier genommene Turm ist, der wackelt, oder nicht vielmehr sie selbst (s. 6/31), projiziert Gordon im Tunnelblick auf das „flüchtige[] Paar[]“ (25/197) sein eigenes Schwanken auf Cécile und kommt dadurch zu Fall.

Dass *Cécile* hinsichtlich der Problematisierung moderner Kommunikationstechniken als der „modernste Roman“ von Fontane bezeichnet wurde (s. o.), ist sicher nicht unberechtigt; modern ist die Figur Gordon aber auch in ihrer unentschiedenen Zwischenstellung zwischen zwei jeweils nicht voll befriedigenden sozialen Zugehörigkeitsoptionen. Offenbar besteht die Gefahr ressentimenthaltiger Kurzschlüsse verstärkt in solchen Zeiten des Übergangs. Wie die damit unvermeidlich einhergehenden Ambivalenzen emotional zu bewältigen sind, ist eine Problematik, die eine weit über die Welt des besprochenen Romans hinausführende Aktualität besitzt.

### Anmerkungen

- 1 Vgl. Christian Grawe: Nachwort zu Theodor Fontane, *Cécile. Roman*. Stuttgart 1982, S. 253–276, wiederabgedruckt unter dem Titel „Fürstenmätresse in bürgerlicher Zeit“, in: ders., *Der Zauber steckt immer im Detail. Studien zu Theodor Fontane und seinem Werk 1976–2002*, Dunedin 2002, S. 267–283.
- 2 Vgl. Sabina Becker: „Wer ist Cecile?“ Der „Roman einer Phantasie“: Theodor Fontanes „Cécile“, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2002, S. 130–154.
- 3 Siehe Anja Haberer: *Zeitbilder. Krankheit und Gesellschaft in Fontanes Romanen Cécile (1886) und Effi Briest (1894)*, Würzburg 2012, bes. S. 112–152, und Horst Thomé: Pathographie und Gesellschaftlichkeit in Fontanes *Cécile*, in: ders., *Autonomes Ich und »Inneres Ausland«*. *Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848–1914)*, Tübingen 1993, S. 318–392.
- 4 So u. a. von Eda Sagarra: Vorurteil im Fontaneschen Erzählwerk. Zur Frage der falschen Optik in *Cécile*, in: Roland Berbig (Hrsg.): *Theodor victor: Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts; eine Sammlung von Beiträgen*, Frankfurt am Main u. a. 1999, S. 121–136.

- 5 Siehe Helmuth Nürnberger: »Du hast den Sänger Rizzio beglückt ...«. Mortimer und Maria Stuart, Robert von Gordon-Leslie und Cécile von Arnaud, in: *Fontane Blätter* 63/1997, S. 91–101.
- 6 Siehe Petra Kuhnu: Nervöse Männer – Moderne Helden? Zur Symptomatik des Geschlechterwandels bei Fontane, in: Hanna Delf von Wolzogen (Hg.): *Theodor Fontane – Am Ende des Jahrhunderts*. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes. 13.–17. September 1998 in Potsdam. Herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bd. 2: *Sprache, Ich, Roman, Frau*. Würzburg 2000, S. 135–145.
- 7 Hubertus Fischer: Gordon oder Die Liebe zur Telegraphie, in: *Fontane Blätter* 67/1999, S. 36–58.
- 8 So schließt Nürnberger, a. a. O. (Anm. 5), S.96, dass es „[k]omplizierter Erklärungen für sein Verhalten [...] im Grunde nicht [bedürfe]. Eifersucht ist ein starkes Motiv.“
- 9 Zitate aus *Cécile* (und *Effi Briest*) folgen der „Großen Brandenburger Ausgabe“ (= GBA): Theodor Fontane: *Das erzählerische Werk*, Bd. 9 (*Cécile*), Berlin 2000, und Bd. 15 (*Effi Briest*), ebd. 1998. Um der leichteren Auffindbarkeit in anderen Textausgaben willen steht vor der Seitenangabe die Kapitelnummer.
- 10 An Paul Schlenther, 2. Juni 1887; siehe Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Abt. IV: *Briefe*. 5 Bde., München 1998, hier Bd. 3, 1980, S. 539.
- 11 Vgl. dazu die knappen, aber treffenden Charakteristiken in Katharina Grätz: *Alles kommt auf die Beleuchtung an. Theodor Fontane – Leben und Werk*, Stuttgart 2015, S. 141–143 und Sagarra, a. a. O. (Anm. 4), S. 131ff.
- 12 Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral, in: *Kritische Studienausgabe*. Band 5, hrsg. v. Giorgio Rolli und Mazzini Montinari, München 1988, S. 245–412; Max Weber: Einleitung. Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Vergleichende religionssoziologische Versuche, in: ders., *Schriften 1894–1922*. Ausgewählt von Dirk Kaesler, Stuttgart 2002, S. 577 (im Original S. 241); Max Scheler: *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*, Frankfurt am Main <sup>3</sup>2017, S. 13.
- 13 Vgl. Karl Heinz Bohrer / Kurt Scheel: „Zu diesem Heft“, in: *Merkur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, Heft 665/666: *Ressentiment! Zur Kritik der Kultur*, 58. Jahrg. 2004, S. 743.
- 14 So generell über das Moralisieren: Michael Roth: *Warum wir Moralapostel nicht mögen und das Moralisieren verabscheuen. Zur Lebensferne der Ethik*, Stuttgart 2017, S. 8.
- 15 Scheler, a. a. O. (Anm. 12), S. 13.
- 16 Es ist sicher kein Zufall (und vielleicht eine „Finesse“), dass Fontane neben Innstetten und Luise auch Crampas und Sidonie durch Altersgleichheit einander zuordnet: Sidonie ist 43 (9/75), und der Major wird – in der Chronologie der Handlung ein Jahr später – 44 (20/196).
- 17 Vgl. dazu Roth, a. a. O. (Anm. 14), S. 56. Er bezieht sich vorwiegend auf Scheler, a. a. O. (Anm. 12), S. 8: „Ist Rachsucht eingetreten, so werden Vorfälle, die Anlaß zu einem inneren Racheakt geben können, auch geradezu (ohne bewußten Willenakt [sic!]) triebartig aufgesucht [...]“. Zum Ressentimenttypus der „alten Jungfer“ s. Scheler, a. a. O. (Anm. 12), S. 19.

- 18 Vgl. dazu Walter Demel / Sylvia Schraut: *Der deutsche Adel. Lebensformen und Geschichte*, München 2014, S. 101ff. und sehr ausführlich: Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995, S. 805–825 sowie mit starker regionaler Differenzierung Heinz Reif *Adel im 19 und 20. Jahrhundert*, München, 2. Aufl. 2012, bes. S. 18ff.
- 19 Auch für Scheler spielt das Ressentiment in sozialen Gruppen, die Erfahrungen drohenden oder bereits stattfindenden sozialen Abstiegs ausgesetzt sind, eine wichtige Rolle. Allerdings hat er nicht den niederen Landadel im Blick, sondern verortet das Phänomen „innerhalb des mehr und mehr versinkenden Handwerks, des Kleinbürgertums und der subalternen Beamtschaft“. Leider lag es „nicht im Plane“ seiner Untersuchung, auf die „Ursachen dieser Erscheinung genauer einzugehen“; s. Scheler, a. a. O. (Anm. 12), S. 23.
- 20 Siehe Hubertus Fischer: Polnische Verwicklungen, in: Konrad Ehlich (Hrsg.): *Fontane und die Fremde – Fontane und Europa*, Würzburg 2002, S. 262–275; hier S. 263. Vgl. Alexandra Dunkel: *Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes*, Berlin/Boston 2015 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 10), S. 219.
- 21 Für Scheler ist schon der „pensionierte Beamte“ [...] eine geradezu plastische Ressentimentfigur“. Auch Bismarck sei „dieser Gefahr schließlich nicht ganz entgangen.“ Siehe Scheler, a. a. O. (Anm. 14), S. 21. Zur Arnim-Affäre vgl. Ernst Engelberg: *Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas*, Berlin 1990, S. 96–101.
- 22 Auch Daragh Downes: „Cécile. Roman“, in: *Fontane-Handbuch*. Hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 563–574 spricht in diesem Zusammenhang von „unmäßigen Bemerkungen“ (S. 570).
- 23 Vgl. dazu den Kommentar zu *Cécile*: GBA 9 (Anm. 10), S. 305.
- 24 Ingrid Mittenzwei: *Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen*. Bad Homburg v. d. H. u. a. 1970, S. 78–94 sieht hier vor allem den unterhaltenden Aspekt und spricht von einer „humoristischen Causerie über frische Luft in Eisenbahnwagen“ (ebd., S. 90). Doch ist Gordons Redeschwall zwar von bissiger Ironie, aber keineswegs von einem humorvollen Darüberstehen gekennzeichnet. Das findet sich eher bei dem Ich-Erzähler in *Onkel Dodo* (1886), bei dessen Titelfigur es sich um einen weiteren Gesundheitsfanatiker handelt, der zwar weniger aggressiv, aber ebenfalls mit moralischer Aufpolsterung („mens sana in corpore sano“) seine Lebensauffassung predigt. Vgl. Theodor Fontane: *Von vor und nach der Reise* (= GBA 19), Berlin 2007, S. 52–81; Zitat S. 81.
- 25 Zu verschiedenen Graden der Ressentimentbildung von einer „volatile[n] Stimmung“ bis zum „Aufbau eines geschlossenen Weltbildes“ siehe Robert Müller: *Ressentiment. Wiege des Populismus*, Dresden 2019, S. 30ff., hier S. 30.
- 26 St. Arnaud scheint den Verlust von Status und Karriereaussichten durch ein an Hochmut grenzendes Selbstwertgefühl zu kompensieren. Allerdings lässt er Cécile gelegentlich seinen

tiefer liegenden Groll entgelten, wenn er taktlos ihre Nervenkrankheit anspricht oder sie aus Eifersucht gegenüber Gordon mit „Lady Macbeth“ (15/121) vergleicht und ihr so implizit eine Mitschuld an dem Duell zuweist.

- 27 Das 1871 entstandene Bild findet sich z. B. auf: [https://de.wikipedia.org/wiki/Wassili\\_Wassiljewitsch\\_Wereschtschagin#/media/Datei:Apotheosis.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Wassili_Wassiljewitsch_Wereschtschagin#/media/Datei:Apotheosis.jpg) (zuletzt besucht am 23. 9. 2020).
- 28 Da Gordon von dem russischen Maler nicht nur Skizzen und Bilder gesehen hat, sondern ebenso wie dieser die Kriegswirklichkeit vor Augen hatte (s. 6/32), dürften mit dieser Assoziation noch weitere Schreckensmomente in seiner Erinnerung wieder aufleben. Zum kontroversen Echo der Wereschtschagin-Ausstellung 1882 in Berlin siehe Walentin Belentschikow: *Im Namen des Pazifismus: Wassili W. Wereschtschagin und Bertha von Suttner*, Berlin 2020, S. 49–58; zu Fontanes Urteil den Kommentar zu *Cécile*, a. a. O. (s. Anm. 9), S. 283.
- 29 Gordons Wahrnehmung der Außenwelt ist stark von seinen Stimmungen abhängig. Als er von Cécile zurückgewiesen wird und er sich voller Abscheu die unmoralische Duodez-Hofwelt vorstellt, in der sie gelebt hat, löst der „Ausdruck von Stupidität und Sinnlichkeit“ bei einer Spreewaldsamme (24/188) Ekelempfindungen in ihm aus. Überhaupt verschließt Gordon vor dem Leben in seinen alltäglichsten Erscheinungsformen, vor allem auch der Unterschicht, gerne die Augen. Bei den Ausflügen in Thale vermeidet er den Anblick von „Hütten, Kinder[n] und aufgehängter Wäsche“ (5/24) oder von „Krüppel[n]“ (12/77). Dagegen vermögen ihn Marktszenen mit ihrer Blumenpracht zu entzücken (17/137), weil sie seine Vorfreude auf ein Wiedersehen mit Cécile widerspiegeln. Später verdankt sich „ein stilles Behagen“ (25/191), das er angesichts des Markttreibens in Bremen empfindet, der vermeintlichen Gewissheit, mit Cécile abschließen zu können.
- 30 Vgl. 26/200. Seine hochmütige Haltung macht sich schon in der Verachtung ihrer unernsten Herkunftswelt (22/177) bemerkbar, ebenso in der Reaktion auf den Brief der Schwester sowie nach dem ersten Eklat: „Und in *der* Welt hat sie gelebt!“ (24/187, Hervorhebung original)
- 31 An Friedrich Stephany, 2. Juli 1894: „Liebesgeschichten, in ihrer schauderösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges –, aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben [...], das ist es, was mich so sehr daran interessiert“; s. Fontane, *Briefe* (Anm. 10), Bd. 4, S. 370.
- 32 Vgl. beispielsweise Sagarra, a. a. O. (Anm. 4), S. 131 oder Hans Dieter Zimmermann: *Theodor Fontane. Der Romancier Preußens*, München 2019, S. 327.
- 33 Vgl. Claudia Liebrand: *Das Ich und die andern. Fontanes Figuren und ihre Selbstbilder*, Freiburg 1990, S. 211f.
- 34 Ausführlich dazu Fischer, a. a. O. (Anm. 7), S. 50f.